

LK 775 + Nekr St 0026

Zentralbibliothek Zürich

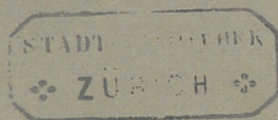
Zur Erinnerung

an

Felix Stockar-Esslinger

Geboren 1806. Gestorben 1885.

Seinen Enkeln gewidmet.





Zur Erinnerung

an

Felix Stockar-Esslinger

Geboren 1806. Gestorben 1885.

Seinen Enkeln gewidmet.

Felix Stockar

wurde geboren am 28. Dezember 1806, als ältester Sohn und zweites von sechs Kindern des Direktors *Felix Stockar* und der *Susanna* geb. *Schinz* in dem schon seit mehreren Generationen der Familie eigenthümlich gehörigen Hause No. 6 in Stadelhofen. (Jetzt Stadelhoferstrasse No. 15 und Eigenthum von Prof. A. Schweizer.) Bei strenger Winterkälte wurde der Neugeborene, zwei Tage nach seiner Geburt, am Sylvester zur Taufe in die Grossmünsterkirche getragen, damit er noch in das Taufregister des alten Jahres eingeschrieben werden könne. Seine nach damaliger Sitte überaus einfache Erziehung, das Leben in dem geräumigen Haus mit weitläufigem Hofraum und Garten, einerseits an die Stadtgrenze, anderseits an den See anstossend, wo Felix mit seinen Geschwistern den ausgiebigsten Spielraum fand, waren dazu angethan, die gesunden körperlichen Anlagen des Knaben für

sein ganzes Leben zu kräftigen und auch der geistigen Entwicklung manche förderliche Anregung zu geben. Regelmässig sich wiederholende Besuche auf dem Landgute der Grosseltern *Schinz* in Riesbach, jetzt Villa Brandt, zur Sommer- und Herbstzeit, brachten stets willkommene Abwechslung in's tägliche Leben der Familie. Schon früh nahm der Vater, oft im Verein mit der Mutter, oft auch in Gesellschaft seines Schwagers, des Dichters *Martin Usteri*, den Knaben auf Fussreisen in's Gebirge mit, und diese Wanderungen weckten in ihm die Freude an der Bewegung in der freien Natur, wie auch die Liebe zur Alpenwelt, die er sich bis in sein Alter bewahrt hatte. Kleine Reisebeschreibungen, zu denen der Onkel Martin Usteri, der als grosser Kinderfreund manche freie Stunde seinen Neffen und Nichten widmete, die Titel- vignette mit eigener kunstgeübter Hand gezeichnet hat, geben noch Zeugniß von der Aufmerksamkeit des jungen Reisenden sowohl, als auch von seiner damals schon festen und schönen Handschrift.

In solch' glücklichen Familienverhältnissen, unter der Leitung einer trefflichen Mutter, entwickelte sich der Knabe auf die erfreulichste Weise an Körper und Geist.

Von jeher eine mehr stille, aber frohe und zufriedene Natur, friedfertig und hülfsbereit im Verkehr mit seinesgleichen, war er überall beliebt. Seine Geschwister hingen mit Zärtlichkeit an dem Bruder, und seine Mutter fand frühe schon eine Stütze in diesem ihrem Aeltesten, nicht nur bei der

Erziehung der jüngern Kinder, sondern auch in den sich oft wiederholenden Krankheitszeiten des Gatten und Vaters, während welcher ihr die Sorge für die Familie allein oblag. Wenn dieselbe in spätern Tagen oft und gern mit ihrer unübertroffenen Erzählungsgabe den Enkeln die Jugendzeiten ihrer Eltern schilderte, vergass sie selten beizufügen, wie ihr Felix immer nur Freude gemacht habe. Und wie er schon in seiner Jugend ein guter Sohn und Bruder gewesen ist, so hat ihn später seine Familie als Gatte, Vater und Grossvater, so haben ihn seine Freunde und Untergebenen immer als mild und gut in des Wortes bester Bedeutung gekannt.

Seinen ersten Schulunterricht genoss *Felix Stockar* während einer Reihe von Jahren in dem Schoch'schen Privatinstitut zum *Kürass*, wo die Knaben auch ihre abendlichen Mussestunden zubrachten, unter Aufsicht der Lehrer, nach Beendigung der Schularbeiten, sich in körperlichen Spielen im Freien übten und im Sommer schwimmen lernten. Später trat er in die gelehrte Schule ein, die er bis und mit der siebenten Klasse im Collegium humanitatis im Fraumünsteramt mit Fleiss besuchte. Die Lust zum Studium veranlasste ihn, ausser den neuen Sprachen, auch die alten, Griechisch und Latein, gründlich zu erlernen. Indessen entschied er sich beim Austritt aus der Schule doch für den Kaufmannsstand. Ob er — bescheiden wie er war, seine Fähigkeiten zu einem gelehrten Beruf unterschätzte, oder ob er glaubte der Familientradition folgen zu sollen, und sich durch den Wunsch seines Vaters

bestimmen liess — er hat sich später nicht mehr darüber ausgesprochen. Seine Anlagen befähigten ihn zu beidem.

Nach beendigter dreijähriger Lehrzeit in dem seinem Vater befreundeten Handlungshause, *Trümpler & Gysi* in Zürich, verliess Felix Stockar anno 1826 auf einige Jahre seine Vaterstadt, um in der Fremde Welt und Menschen kennen zu lernen, und seine kaufmännischen Kenntnisse zu bereichern. Er wandte sich zuerst nach Marseille, und nahm dort im Hause *Fierz* die Stelle eines Volontärs ein. Der Aufenthalt in der grossen französischen Handelsstadt, der lebhafte Verkehr eines Meerhafens, die ganz veränderte Lebensweise im Umgang mit Franzosen, gefielen dem jungen, für neue Eindrücke empfänglichen Zürcher, der zum ersten Male die Grenzen seines Vaterlandes für länger überschritten hatte, ungemein wohl. Was ihm den Aufenthalt noch angenehmer gestaltete, war, dass er dort mit mehreren Freunden aus der Heimat zusammentraf, unter anderm mit seinem Vetter *Hans Rahn*. Dieser war es auch, der, als Stockar von einem hitzigen Fieber befallen wurde, das ihn an den Rand des Grabes brachte, seinen Vetter treulich verpflegte, was den bekümmerten Eltern zum grossen Troste gereichte. Indessen, die kräftige Körperbeschaffenheit von Stockar trug den Sieg über die Krankheit davon, und ausser einer, in die vierziger Jahre fallenden, ernstlichen Brustentzündung, ist unser Vater Zeit seines Lebens von Krankheiten verschont geblieben. Nach zweijährigem Aufenthalt in Marseille siedelte Stockar nach England über,

wo er sich in London, behufs Erweiterung seiner allgemeinen Bildung und Vervollkommnung in der englischen Sprache, ein halbes Jahr aufhielt, abermals mit jungen Schweizern zusammenwohnend und mit Empfehlungen an schweizerische Handelshäuser versehen. Eine Reise nach Schottland bis in's Hochgebirge, wobei auch dem Landsitz Abortschire des damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehenden Dichters und Schriftstellers Sir Walter Scott, ein Besuch abgestattet wurde, bildete den Schluss des Aufenthaltes in England. Im Spätjahr 1828 schiffte er nach Holland hinüber, besah sich die grossen Handelsstädte Amsterdam und Rotterdam, und traf gegen Ende des Jahres über Hamburg in Berlin ein. Dort harrete seiner ein fröhliches Wiedersehn mit mehreren seiner lieben Kameraden aus Zürich, den nachmaligen Med. Dr. *L. von Muralt*, *C. Meyer-Hofmeister* und Stadtrath *H. Hirzel*, die damals ihren Studien in Berlin oblagen. Oft hat Stockar noch in spätern Jahren von diesem ihm im angenehmsten Andenken stehenden Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt erzählt, wie die Freunde ihm die Honneurs derselben gemacht hätten, und die Einen derselben erinnern sich noch gerne jenes Zusammenseins in froher Jugendlust. Ueber Crefeld, Elberfeld und Cöln ging die Reise mitten im Winter der Heimat zu, wo der langentbehrte Sohn und Bruder von seinen Eltern und Geschwistern in Baden, in den ersten Tagen des Jahres 1829, unter Jubel festlich abgeholt wurde.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, trat Stockar in das

Seidenfabrikationsgeschäft seines Vaters, *Joh. Conrad Stockar*, ein, das derselbe mit seinem Bruder, *Stockar im Berg*, gemeinsam betrieb.

Nunmehr war auch die Zeit gekommen, da Stockar sein Militärpflicht zu erfüllen hatte. Er wurde auf seinen Wunsch bei der Artillerie eingetheilt, und brachte es bei dieser Waffe bis zum Range eines Hauptmanns. Von Kriegsthaten wusste er seinen Kindern freilich nichts zu erzählen, da sein Dienst in verhältnissmässig friedliche Zeiten fiel. Im Jahre 1833 war er bei den Truppen, welche bei Anlass des Streites zwischen Baselstadt und Baselland, diese Landestheile auf Anordnung der Tagsatzung zu besetzen hatten, um die Fortsetzung des ausgebrochenen Bürgerkrieges zu verhindern. Bekanntlich genügte die Anwesenheit der eidgenössischen Truppen, den Frieden wieder herzustellen, und es kam zu keiner ernstlichen Aktion. — Das Interesse, das Stockar an der Artillerie nahm, brachte es mit sich, dass er auch Mitglied der „Feuerwerkergesellschaft“ wurde. Bis in sein spätes Alter nahm er an dem jährlichen „Collegiantenschiessen“ auf der Brunau freudigen Antheil.

Am 1. September 1834 verheiratete sich Stockar mit *Karoline Wilhelmine Esslinger*, zweite Tochter des Fabrikbesitzers *Hans Konrad Esslinger zum gelben Haus*, dessen ältere Tochter schon zwei Jahre früher sich mit dem Vetter Rahn vermählt hatte. Die Hochzeitsreise ging nach Mailand und Genua, nach damaliger Sitte im eigenen Wagen. Als Woh-

nung wurde dem jungen Ehepaare der obere Stock des elterlichen Hauses in Stadelhofen eingerichtet, und wurde dasselbe somit auch wieder die Heimstätte der neugegründeten Familie. Das gute alte Haus sah noch ein Geschlecht entstehen und aufblühen, und blieb das Heim desselben bis nach dem Tode der Grossmutter im Jahr 1868. Dann ging dasselbe an den jetzigen Besitzer über, der es umbauen und ihm eine ganz veränderte Gestalt geben liess.

Als im Jahr 1837 der Schwiegervater Stockars, *H. C. Esslinger*, starb, übernahm derselbe mit seinem Schwager *Rahn* gemeinschaftlich die grosse Rothfärberei und Kattundruckerei im Hard. Allein die Blüthezeit dieser Industrie war vorüber, das Geschäft wollte nicht gelingen, und musste wenige Jahre nachher nebst den Liegenschaften mit Verlust verkauft werden. Diese Lebenserfahrung hatte für Stockar und seine Familie Beschränkungen nach verschiedenen Seiten hin, auf Jahre hinaus, zur Folge. Wie er sich in die ihm von jenem Zeitpunkt an bescheiden zugewiesene Lebensstellung mit ächt christlichem Sinn fügte, sich manchen Genuss, auch Theilnahme am öffentlichen Leben versagen musste, und dennoch, nicht nur nicht bitter, sondern immer zufrieden blieb, und seinen guten Muth nie verlor, darin kann er seiner Familie jederzeit als nachahmungswürdiges Vorbild dienen.

Vom Jahr 1842 bis 1844 fand Stockar Beschäftigung im Handlungshause *Schulthess zum blauen Fahnen*, und wurde von seinen damaligen Prinzipalen in diesem Zeitraum mit

einer Geschäftsreise nach Holland betraut, die ihm zugleich eine willkommene, anregende Abwechslung gegenüber dem täglichen Einerlei seiner Arbeit bot. Im Jahr 1844 trat er als Prokuraträger in das Geschäft seines mütterlichen Verwandten *Hans Kaspar Schinz* ein. Die Verbindungen desselben führten ihn alljährlich zwei Mal in die westliche Schweiz, hauptsächlich in den Kanton Bern, hie und da auch nach Württemberg. Sein leutseliges, gemüthliches Wesen gewann ihm das Zutrauen der ländlichen Geschäftsfreunde und ihrer Angehörigen, und er erhielt später noch öfter ihn erfreuende Beweise von Anhänglichkeit von dieser Seite. — Die freie Zeit, die ihm in jenen Jahren vom Geschäft übrig blieb, widmete er fast ungetheilt seiner Familie. Er spielte mit seinen Kindern, und gab ihnen manche Anleitung zu Handfertigkeiten, die er verstand, er überwachte ihre Schularbeiten, und ertheilte Rath in allen ihren Anliegen, mit denen sie zu ihm kamen. An schönen Sommerabenden und Sonntagnachmittagen unternahmen die Eltern gemeinschaftliche Spaziergänge mit den Kindern, und wie gut wusste der Vater immer für Unterhaltung zu sorgen, damit der Weg nicht zu weit scheine, und kein Gedanke an Müdigkeit aufkomme. Den Knaben schnitt er, wenn es in den Wald ging, Ruthen, oder schnitzte im Frühling aus jungem Holz Pfeifen, die Mädchen machte er auf schöne Blumen aufmerksam, und half selbst mit pflücken, um einen schönen Strauss nach Hause bringen zu können. Auch Raupen und Schmetterlinge wurden er-

beutet, und zu Hause unter der Eltern Anleitung gepflegt, oder getödtet, aufgespannt, und eine Sammlung angelegt. Hie und da wurde ein Mal ein Schiffchen genommen und auf dem See eine Fahrt gemacht, wobei das Rudern erlernt wurde. In den Schulferien machte der Vater gewöhnlich Tagesausflüge oder kleine Reischen mit einigen der Kinder, wo dann tüchtig marschirt werden musste.

Als im Jahr 1862 das Geschäft Hans Kaspar Schinz aufhörte, bewarb sich Stockar um die eben erledigte Stelle des Domänenkassiers, und erhielt dieselbe. In dies neue Feld einer von seiner bisherigen ganz verschiedenen Thätigkeit arbeitete er sich mit seiner gewohnten Ausdauer bald hinein, und verwaltete dieses Amt dreizehn Jahre lang mit grosser Gewissenhaftigkeit. Dass er bei der mehr mechanischen Arbeit dieser Stellung immer gleich frisch und lebendig blieb, dankte er zunächst seiner frommen, heitern Gemüthsart, und sodann seiner Liebe zur freien Natur, in welcher er sich immer wieder neue Kräfte holte. Schon ein Blick von seinem Pult am Eckfenster der geräumigen Kanzlei im Rathhaus, hinweg über die blaue Limmat, den See hinauf zu der sonnenbeglänzten Alpenkette, musste sein Auge erfreuen und seinem Herzen wohlthun. Auch weitere Erholungsreisen in Begleit seiner Töchter, theils in der Schweiz, theils über deren Grenzen hinaus, nach Oberitalien und nach dem Salzkammergut, trugen jeden Sommer zu der ihm nothwendigen Erfrischung wesentlich bei.

Doch, obschon immer rüstig und gesund, rückte mittler-

weile das siebzigste Jahr an, und die mit seiner Stelle verbundene grosse Verantwortlichkeit fing an schwerer auf ihm zu lasten. In seiner Häuslichkeit hatte sich inzwischen manches verändert — Freud und Leid waren bei ihm eingekehrt. Im Jahr 1869 war seine Gattin gestorben, 1870 hatte er seine Wohnung im väterlichen Hause mit derjenigen im Hause seines Bruders im Zeltweg vertauscht. Von seinen fünf Kindern hatten sich beide Söhne und zwei Töchter glücklich verheirathet, Enkel wuchsen um ihn her auf. Er durfte daran denken sich mehr Ruhe zu gönnen, und nahm im Jahr 1875 seine Entlassung. Aber unthätig blieb er darum nicht. War er früher schon da, wo er dachte nützen zu können, mit Rath und That einzustehen bereit gewesen, und waren ihm daher mehrere wichtige Vormundstellen von nahen Verwandten anvertraut worden, so übernahm er jetzt bereitwilligst die ihm angebotene Besorgung der Quästoratsgeschäfte der Blinden- und Taubstummenanstalt. Und wie er in seinem besten Mannesalter ein eifriges Mitglied des Armenvätervereins gewesen war, so liess er sich auch jetzt noch in die Hülfsgesellschaft aufnehmen. Diesen beiden Instituten widmete er mit Hingebung die Kräfte seiner letzten Jahre. Der Blindenanstalt schenkte er sein ganzes Herz, und als im Jahr 1882 der erste Vorbote der Altersschwäche die Veranlassung gab, das Quästorat in jüngere Hände niederzulegen, blieb er als Vorsteher immer in stetem Verkehr mit dem Institut. Mit Interesse wohnte er noch im Dezember 1884 dem Examen und der Bescheerung am Sylvester bei.

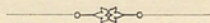
Nach einem Leben voll Arbeit und strenger Pflichterfüllung war Stockar ein schöner, sonniger Feierabend beschieden, und er konnte sich desselben freuen. Seine sich lange gleichbleibende, gute Gesundheit erlaubte ihm manchen Genuss, den sich Gleichaltrige versagen mussten. Immer noch ein rüstiger Fussgänger, ohne die geringsten Athmungsbeschwerden, durchstreifte er in der guten Jahreszeit die ihm auf Weg und Steg altvertrauten näheren und weiteren Umgebungen von Zürich. Die Höhen des Zürichberges und Uetliberges, das Limmatthal, wie die Ufer der Sihl waren immer wieder gern von ihm aufgesuchte Zielpunkte seiner Spaziergänge. In seinem Familienkreise erblühte ihm manche Freude an seiner Enkelschaar. Wenn er sich auch nicht äusserte, es war ihm wohl, sie bei sich zu sehen, und auch die Enkel werden sich gerne der schönen Stunden erinnern, die sie bei dem guten Grossvater verleben durften. Auch die ihm liebe altgewohnte Geselligkeit konnte Stockar mit wenig Beschränkung bis kurz vor seinem Ende pflegen.

Während der letzten drei Jahre seines Lehens brachte er jeweilen die Sommermonate mit seiner Tochter Pauline auf dem Lande zu, und zwar im Jahr 1882 im Nidelbad bei Rüschlikon, in den beiden folgenden auf dem Landgute seines Schwiegersohnes Pestalozzi in Oberrieden. Jedes Mal kehrte er gestärkt, aber doch auch gern wieder in die Stadt zurück, wo er die ihm lieb gewordenen Gewohnheiten alsbald wieder aufnahm. Dazu gehörte der Verkehr mit seinen alten Freunden,

ein täglicher Besuch des Museums, und kürzere Gänge durch und um die Stadt, deren reges Leben ihn anzog, und ihm Unterhaltung gewährte.

Es musste Stockar wohl schmerzen, alle seine Geschwister und so manchen Freund aus diesem Leben scheiden zu sehen, doch hat er seinen Gedanken darüber gegen seine Umgebung nie Ausdruck gegeben, er wurde nur stiller und stiller, wie denn auch sein Interesse sich nach und nach auf engere Gebiete anfang zu beschränken, und sein Gedächtniss schwächer wurde. Zu Weihnachten 1884 hatte er noch alle Kinder und Enkel bei sich versammelt, und war wohler als je bei diesem schönen Feste, das allen Theilnehmenden in guter Erinnerung bleiben wird. Auch den Neujahrstag feierte er heiter, ohne Todesahnung, im Kreise der Familie. Doch schon Mitte Januar stellte sich Schwindel bei ihm ein, und derselbe überfiel ihn einige Tage nachher unweit seiner Wohnung, von einem Spaziergang heimkehrend, so stark, dass er zu Boden stürzte. Eine befreundete Familie leistete ihm Hülfe, und nahm ihn in ihr nahestehendes Haus auf. Von dort wurde er von den Seinigen nach Hause geholt. Es war sein letzter Ausgang gewesen. Anscheinend ohne schlimme Folgen, wiederholte sich der Anfall Samstag den 17. Januar früh Morgens, und es trat eine Lähmung der ganzen linken Seite ein. Vierzehn Tage später, am 31. Januar, hauchte er nach kurzem Leiden seine Seele aus.

Es war ein sanftes, stilles Scheiden.



„Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Treffend bezeichnet dieses Psalmwort den Lebenslauf des Verstorbenen. Ein reiches, arbeitsvolles Leben liegt hinter ihm, nicht reich an wechsellvollen, äussern Schicksalen, an Ruhm und Ehren, aber reich an stiller Thätigkeit und treuerfüllter Pflicht in den engeren Grenzen seines Berufes, und reich an Liebe im Kreise seiner Familie. Von seiner Herzensgüte und seiner Bescheidenheit wissen nicht nur die Seinigen zu erzählen, die in ihm den treuesten Vater besessen haben, sie war allgemein bekannt. Ebenso sein durch und durch gerader Sinn, seine Milde und Versöhnlichkeit, die ihn nie ein hartes Wort über Andere aussprechen liessen. Deshalb werden ihm auch alle, die ihn kannten, ein freundliches Andenken bewahren.

Der wahre Werth eines Menschen lässt sich ja nicht nach äussern Erfolgen bemessen, sondern nach dem, wie derselbe das ihm von Gott anvertraute Pfund angewandt hat, zu seiner Veredlung, und zum Wohl seiner Mitmenschen, und in erster Linie nach dem Verhältniss des Menschen zu Gott selbst.

Es kann unendlich viel Segen liegen auch auf der beschränkten Wirksamkeit eines frommen Christen, wie der Verewigte einer war. Dieser Segen ruhe auf seinen Kindern und Kindeskindern, und auf allen, die ihm nahegestanden haben. Das walte Gott!